

**Transkription der Diskussionen des dritten Methodenforums „Probleme international vergleichender Forschungskonzepte“ am 08.06.2006.**

Diskussion angeregt durch den Vortrag **Prof. Dr. Frank Faulbaum**: „Methoden der international vergleichenden Sozialforschung.“

SprecherIn	Diskussion
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	<p>Vielen Dank Frank für diesen Vortrag. Ich hatte zwischendurch noch Zweifel bekommen, ob ich einen Experten für international vergleichende Sozialforschung eingeladen habe oder einen Master in der Vermittlung erlernter Hilflosigkeit. Du hast es am Ende dann noch abgewendet, indem du gesagt hast, dass es für diese ganzen Probleme, die auftreten können und auch auftreten in der Praxis, immer auch eine statistische Lösung. Das heißt, man hat dann Möglichkeiten der Datenanalyse etwaige Fehler zu kompensieren. Aber ganz generell, bevor wir dann in die allgemeine Diskussion einsteigen, denke ich, da gibt es viele Fragen auf der pragmatischen Ebene, es muss ja um Optimierungsstrategien gehen. Und eine ideale, sozialwissenschaftliche, empirische Untersuchung muss erst noch erfunden werden, das wissen wir als Forschungspraktiker. Die Frage ist natürlich, wie würdest du das beurteilen jetzt, diese Optimierung, auf der Instrumentenebene natürlich vorrangig. Auf der anderen Seite ist es aber auch erheblich und das ist auch noch mal berührt, was du auch kurz angesprochen hast, quantitativ – qualitativ. Bei der Interpretation der Daten, diese mögliche Konfundierung im Auge zu behalten. Interpretatorische wäre ja auch schon eine große Leistung, dann bestimmten Fehlschritten einzugreifen.</p>
Prof. Dr. Frank Faulbaum	<p>Es gibt hier nur, sagen wir mal das Ziel, die Praktiken weiter zu optimieren, daran zu arbeiten. Es ist natürlich auch so, dass die Gesellschaft auch die Institutionen in vielen Ländern an der international vergleichenden Sozialforschung beschäftigt sind oder beteiligt sind, dass die natürlich auch eine Entwicklung durchmachen. Also ich meine die Entwicklung nicht nur auf politischer Ebene, sondern eben auch auf der Ebene der Fortentwicklung der Methoden, der Standards, gleich sich auch zunehmend an der Nase nehmen. Das es eben auch leichter wird in Zukunft wahrscheinlich diese Standards auch durchzusetzen. Sondern man muss auch kontinuierlich daran arbeiten. Im Zentralarchiv für Sozialforschung hat man inzwischen auch ein interaktives System hergestellt, wo man im Bezug auf dieses System „social service project“ sehr genau die Qualitätsunterschiede in den Ländern verfolgen kann. Vielfach ist es ja so, man muss ein Problembewusstsein haben, das heißt man muss vorsichtig sein, wenn man jetzt z.B. einen Vergleich durchführt oder eine Analyse macht. Da muss man sich bewusst sein, woran kann das Ergebnis auch sonst noch gelegen haben. Und dieses Problembewusstsein das muss man auf jeden Fall mitbringen und das muss auch von Optimalitätskriterien geprägt sein.</p>
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	<p>Das heißt natürlich auch die Aufgabe der Methodologen, denjenigen, die natürlich immer nur unvollkommene</p>

	<p>Untersuchungen durchgeführt haben, Instrumente an die Hand zu geben, den Aussagenanspruch in gewisser Weise auch zu relativieren und ihn aufzugeben. Das ist ja dann die Kunst von der Repression, dann gerade noch die Kurve zu bekommen.</p>
<p>Prof. Dr. Frank Faulbaum</p>	<p>Wichtig ist, glaube ich, dass man sich mal fragt, wie das natürlich auch bei einer nationalen Erhebung ist. Welche Fragenprogramme oder welche Fragen sind diejenigen, die immer wieder gestellt werden müssen. Das sind quasi die relevanten Fragen, das sind natürlich auch die soziodemografischen Fragen, soziodemografischen Variable. Die muss man ganz gezielt beforschen, um sozusagen, Standardinstrumente herzustellen, die dann auch wirklich optimal geprüft sind. Ansonsten würde ich sagen, das andere ist dann das Sekundäre. Aber es geht vor allem darum, die wichtigen Fragenprogramme zu standardisieren und auch in ihren verschiedenen Facetten genau zu untersuchen.</p>
<p>Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm</p>	<p>Gibt es Fragen, Beiträge?</p>
<p>Frage/Anmerkung aus dem Plenum</p>	<p>(...) Da handeln Sie sich dann ein wesentliches Folgeproblem ein. Was eben beispielsweise, um bei Ihrem Beispiel zu bleiben, was bedeutet eine extrinsische berufliche Orientierung in den verschiedenen Kulturen oder Nationen. Da würde auch der Nationenbegriff hineinspielen, weil Sie nicht wissen, bei so einem Verfahren, wie das überhaupt eingebettet ist durch eine extrinsische Berufsorientierung, das ist ein komplexes, semantische Netzwerk. Können Sie vielleicht dazu etwas sagen?</p>
<p>Prof. Dr. Frank Faulbaum</p>	<p>Das ist die Frage, an welcher Stelle wird das jetzt relevant. Für mich jetzt, ich meine, es gibt Vielfalt, bei manchen der Probleme dabei. Es wird vor allem relevant auf der Ebene der Formulierung der Indikatoren. Also die Frage ist natürlich quasi, ist etwas, was, sagen wir einmal, was in einer Kultur, in einer Nation ein guter Indikator ist, wirklich ein genauso guter Indikator in einer anderen Nation? So dass man natürlich hier sozusagen schon im Vorfeld, eine Reihe von qualitativen Studien, sollte man übrigens auch nicht nur im international vergleichenden Kontext machen, sondern sowieso. Man sollte erst mal explorativ anfangen und sollte natürlich versuchen die Interpretationsspielräume und Interpretationsmöglichkeiten zu erkunden. Und dazu gehört natürlich auch manchmal etwas, was gar nicht mit Einstellung zu tun hat, sondern, sagen wir mal, einfach die Frage, also wie berufliche Bildung möglicherweise in einzelnen Ländern organisiert ist. Das heißt, bei der Formulierung eines solchen Modells, dem gehen quasi noch verschiedene Studien voraus, in denen überhaupt versucht wird zu einer Äquivalenz der Indikatoren zu kommen, sodass man sagen könnte, ok, wir einigen und darauf, wir haben einen Begriff, einen theoretischen, der in unterschiedlichen Kulturen und unterschiedlichen Ländern aber eine unterschiedliche, empirische Bedeutung hat. Dann könnte man auch zu dem Schluss kommen, dass es eben eine solche Äquivalenz gar nicht gibt, auch das ist ja zugelassen. Deswegen ist ja praktisch auch so, bei der Amtlichen Statistik, dass es manchmal nur darum geht, zumindest erst mal übergeordnete Variablen und Begriffe zu bilden. Wie Nation X auf den verschiedenen Bildungsdimensionen jetzt eingeordnet wird, das kann ja ganz unterschiedlich sein. Nur die Frage ist, auf welche Aspekte der Bildung einigt man sich, hinsichtlich welcher Aspekte sollen die Nationen verglichen werden. Und da sollen halt möglichst viele Nationen, möglichst alle, eben abgebildet werden können. Und da stellt man eben fest, in einigen Ländern, da gibt</p>

	<p>es gar kein ausgearbeitetes Bildungssystem. Z.B. nur Weiterbildung in irgendeiner Weise. Ich meine, wenn wir Afrika, bestimmte afrikanische Länder dazunehmen, da sieht Bildung ganz anders aus. Da kommen wir eben so zusammen, mit Schulen, die organisiert sind, in verschiedenen Gemeinwesen. Auch die will man aber mit reinhaben. Würde man sagen, ok, ich gebe das auf. Aber wenn man jetzt z.B. diese ganzen Bildungsvariablen erweitert, indem auch so was seinen Ort hat, dann hat man quasi einen begrifflichen Rahmen, ein Klassifikationssystem, in das man sozusagen möglichst Vieles dann einordnen kann. Das ist sozusagen der Hintergrund, das Raster für den Vergleich, der gar nicht versucht, natürlich alles zu beachten. Aber manchmal ist ja so, wir brauchen die Erkenntnis auch der Unterschiedlichkeit, um auch zu sehen, wo, an welchen Stellen müssen wir jetzt z.B. einen weiteren Input leisten. Das ist ja auch gewisser Sinn dieser Aktivität. Aber Sie haben natürlich völlig Recht, das sollte nicht ganz so blauäugig erscheinen, wie es jetzt hier formal scheint.</p>
<p>Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm</p>	<p>Der Kollege hat ohne Zweifel Auffälligkeiten der Empirie geäußert, aber auch grundlegende methodologische Zweifel, inwieweit überhaupt die Suche nach einer Gemeinsamkeit, die kulturelle Differenzen überspannt, sinnvoll ist. Da kommen wir natürlich in eine philosophische Debatte, auch in einen methodologischen Diskurs. Das sind die Fragen, die letztendlich im Hintergrund stehen und die natürlich insbesondere durch qualitative Verfahren dann zumindest angenährt werden können. Aber wir haben ja grundsätzlich hier im Methodenforum versucht, ein Konzept zu entwickeln, das eben quantitative und qualitative, eben im Grunde nebeneinander sieht und in ihrer Besonderheit dann für die jeweilige Fragestellungen auch favorisiert, ohne dass man jetzt eine Priorität formulieren könnte. Andererseits könnte man natürlich genauso fundamentalistisch sagen, ich sage jetzt mal, was wäre das Ziel von Wissenschaft, wenn wir nicht mehr nach Gemeinsamkeiten, Regelmäßigkeiten suchen. Was würde sonst eine singuläre Erkenntnis in Bezug auf welche Entität auch immer sein. Die muss dann jetzt kultureller Art sein, wenn wir uns sicher sein können, dass sie in der nächsten Situation dann wieder eine ganz andere Qualität aufweist. Wir brauchen in gewisser Weise die Annahme von Regelmäßigkeiten, um uns überhaupt in der Welt orientieren zu können und von daher gibt es gewisse Zwänge, die auch den wissenschaftlichen Prozess als Ganzes strukturieren und die letztendlich auch mit der Kulturfähigkeit des Menschen zu tun haben. Aber ich denke, die Debatte ist sozusagen eine Meta-Debatte. Ich würde aber noch ganz gerne an dem Kollegen noch anknüpfen wollen, mit dieser „ziemlich-Geschichte“, die hat mich auch irgendwie beschäftigt. Ich erinnere mich, dass es bei ZUMA auch einmal ein Grundlagenprojekt gegeben hat, zu Methodenfragen. Da ging es um die Frage der Benennung der Skalen. Wie würdest du das jetzt beurteilen, im Kontext von international vergleichenden Studien: ist es überhaupt sinnvoll, die aus meiner Sicht eher fragwürdige Praxis, auch bei gar nicht international vergleichenden, sondern national spezifischen Studien, praktisch in der Benennung von „ziemlich“. Das geht auch über zeitliche Modifikatoren hinweg: „manchmal“, „selten“, „oft“. Das ist ja nicht nur zwischen Kontinentaleuropäern dann vielleicht unterschiedlich, sondern das kann dann individuell variieren. Das hängt dann auch von persönlichen Faktoren ab, was man „ziemlich“ oder wie auch immer bewerten möchte. Um</p>

	das zu minimieren gibt es die Möglichkeit, nur die Extermwerte zu definieren und zu sagen, das ist sozusagen dann die Leistung der Befragungsperson, hier eine Intervallskala zu projizieren. Könnte unter Umständen eines dieser Übersetzungsprobleme auslösen.
Prof. Dr. Frank Faulbaum	Nein, ich glaube schon, dass die Verbindung von numerischen Skalen, wie der Kollege vorgeschlagen hat, dass man dann numerische Skalen verwendet. Das geht, wenn wir jetzt sehr, sehr breit streuen, was die Nationen angeht, so kann es auch sein, dass man möglicherweise zu ganz anderen Dingen noch kommen muss: z.B. Bildinformationen mit einspeisen, um Quantitäten zu kennzeichnen und solche Dinge, damit auch Dinge verständlich werden bei Personen, in deren Sprache das vielleicht gar nicht ausdrückbar ist. Ich möchte noch mal ganz kurz zur Klärung sagen: ich habe jetzt natürlich die ethnografischen Methoden weitgehend außer Acht gelassen. Ich meine, Manches, was wir hier erwähnt haben, geht ins Ethnografische rein. Und es kann sein, dass man eben auch da ergänzend ethnografische Studien machen muss.
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Und da haben wir ja heute auch einen Vortrag dazu. Gibt es noch weitere Fragen?
Ao. Univ.-Prof. Dr. Roland Burkart	Ich wollte anschließen an den Kollegen, weil ich glaube das ist schon eine wichtige Geschichte, die er da anspricht und zwar berührt sie das Spannungsfeld Methodik und Theorie. Wir wissen alle, es gibt keine Methodik ohne Theorie. Aber ich glaube, der Hinweis war ganz einfach der, dass wir uns abschminken müssen, speziell was die Quantifizierbarkeit betrifft, weil wir eigentlich uns bewusst sein sollten, dass wir da sehr stark an der Oberfläche kratzen und viele Dinge einfach nur qualitativ untersuchen, extrem gesprochen, jetzt beantworten können. In unserem Fach, der Publizistikwissenschaft ist die Quantifizierungseuphorie der 80er Jahren, ich würde nicht sagen, überwunden, aber sie ist nicht mehr so hoch wie sie einmal war. Ich möchte es, damit es nicht abstrakt bleibt, an einem Beispiel machen: wir, Jürgen und ich, wir sind gerade dabei, eine Online-Umfrage durchzuführen, in verschiedenen Ländern. Das ist in deutschsprachigen Ländern noch ganz nett, wobei man hier auch schon Begrifflichkeiten adaptieren muss. Also es geht um den Vergleich von Journalisten und PR-Leuten, PR steht für Public Relations, wie sie sich selbst wahrnehmen und wie sie einander wahrnehmen. Und wir wollen das auch und ich habe da gute Hoffnung, dass das funktioniert, in Russland laufen lassen. Kyrillisch, ich verstehe kein Wort Russisch und auch schon in Bulgarien, da hat es schon einmal funktioniert. Jetzt ist es so, dass wir wahrscheinlich, wenn wir fragen, was machen Journalisten mit einer Presseaussendung oder die PR-Leute fragen, was glauben sie, was machen Journalisten mit ihrer Presseaussendung, dann kann man „press release“ wahrscheinlich in die amerikanische Form leicht übersetzen. Jetzt weiß ich nicht, was es auf Bulgarisch oder Russisch bedeutet. Aber jetzt kommt dazu, was bedeutet eigentlich Presseaussendung in postkommunistischen Ländern mit einer Tradition, die wir zu kennen glauben, sage ich vorsichtig. Aber wo wir uns denken, da war es schon was anderes vor 20 Jahren, wenn dort eine Presseaussendung kam, als bei uns und vielleicht hängt da noch Etwas nach. Und da kriege ich jetzt Ergebnisse, die ich im Grunde gar nicht interpretieren kann, obwohl semantisch möglicherweise mir jemand sagt, das ist ganz genau übersetzt und die Skala passt auch. Und die Frage ist eigentlich, kann ich das Ergebnis jetzt nicht nur dann interpretieren, wenn ich über Dimensionen

	<p>hinausblicke und überlege, was heißt das jetzt eigentlich von der Theorie her. Ich brauche sozusagen eine Theorie im Hinterkopf: was messe ich, wenn ich die Frage „was machen Sie mit einer Presseaussendung?“ stelle. Im Extremfall möglicherweise ganz was anderes, was ich bekomme, wenn ich einen Österreicher oder einen Deutschen frage. Also Methode – Theorie. Und das wollte ich sagen: wenn die Methode nicht ganz sichtbar überfrachtet wird, wenn man in solche Fragen hineininterpretiert.</p>
<p>Prof. Dr. Frank Faulbaum</p>	<p>Das ist klar. Deswegen hatte ich auch ganz gezielt diese Frage der Konzeptspezifikation angesprochen. Das heißt, was passiert eigentlich, also, was heißt jetzt quasi vom Verhalten her, wenn Sie sagen, Aussendung. Das ist die konzeptuelle Aufarbeitung des ganzen Problemfeldes. Und das bedarf natürlich eigentlich, wie ich schon sagte, eines Vorstudiums. Also ich denke mal, diese Unterschiede quantitativ – qualitativ, das würde ich jetzt gar nicht so überbetonen, weil wir müssen einfach manchmal sehen, die Beschreibung des Zustandes einer Nation. Nun eine Nation besteht nun einmal zum Teil aus sehr, sehr Viel. Wir können einfach keine Totalerhebung durchführen, wir müssen auch manchmal zählen. Einfach um, sagen wir mal, schlagkräftige Diskretoren zu haben, die natürlich dann statistischer Natur sind, um diese Zustände zu beschreiben. Das kann heißen, dass wir in dieser Nation das festgestellt haben, in einer Nation das. Da ist aber noch nichts über die Vergleichbarkeit ausgesagt. Wir können immer noch in dem einen Fall einen Anteil von Birnen haben und in dem anderen einen Anteil von Äpfeln. Das muss genauer dann, wie Sie schon sagen, theoretisch aufgearbeitet werden.</p>
<p>Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm</p>	<p>Also ich glaube, dass diese Gegensätze quantitativ – qualitativ nicht sehr zielführend sind. Das ist auch deutlich geworden in Ihrem Vortrag, dass man ja eigentlich durch die Quantifizierung der methodischen Probleme entlang dem Fragebogen im Grunde auch die Notwendigkeit begründen kann, zusätzliche qualitative Studien anzustellen, die wir ja wissen, alle mit Verstehensprobleme zu kämpfen haben und das versuchen auf andere Weise zu lösen als in der quantitativ orientierten Sozialforschung. Und was, glaube ich, auch deutlich geworden ist, ist ja auch auf der Ebene der Ergebnisse, in der Interpretation, was du methodologisch angesprochen hast. Also diese Konfundierung, will ich mal jetzt zugespitzt formulieren, des Untersuchungsgegenstandes und dann der Interpretationsproblematik durch die Befragungsperson und der Eigeninterpretation des Forschers ist ja letztendlich nicht 100% aufzuheben. Es muss dann den unauffindbaren Rest letztendlich, jetzt sage ich, den Begriff, hermeneutisch vom Analytiker und Theoretiker eingelöst werden, am Schluss. Also man muss es dann bewerten. Man muss auf der einen Seite Optimierungsstrategien kennen und praktizieren, die eigentlich diese Vergleichbarkeit, auch in dem von dir vorgeschlagenen Sinne, dann anstreben. Aber man muss auch realistisch bleiben, und sagen, es ist letztendlich 100%-ig möglich, insofern muss es dann als hermeneutisch vergleichendes Problem dann auch gesehen werden, auf der wissenschaftstheoretischen Ebene. Und da kommen natürlich Hermeneutik-Probleme, die man aus der qualitativen Forschung kennt.</p>
<p>Prof. Dr. Frank Faulbaum</p>	<p>Also ich glaube auch nicht, also wie du gesagt hast, man die Unterschiedlichkeit der Deutung aufheben kann, ja, also absolut aufheben kann. Wir sind, die Menschen sind unterschiedlicher Kultur. Also sie konstruieren, wenn ich da mal einen vielfach</p>

	beanspruchten Begriff benutzen dar, also sie benutzen natürlich ihre Wirklichkeit total anders. Und das Verständnis ist natürlich, auch von jemandem, der in einer Kultur groß geworden ist, eine andere, der in einer anderen Kultur groß geworden ist, nur in einem bestimmten Ausmaß ermittelbar. Denn wir verstehen natürlich auch andere, vor dem Hintergrund unseres eigenen kulturellen Hintergrunds. Und das ist natürlich schlichtweg nicht total aufhebbar. Möglicherweise in bestimmten objektiven Bereichen, wie in einer Umgebung, die uns allen gemeinsam ist. Da haben wir aber schon Sprachprobleme, möglicherweise, weil die Bezeichnungsweisen, die Art und Weise wie Gegenstände klassifiziert werden in verschiedenen Kulturen möglicherweise ganz andere sind.
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Für mich das Stichwort, um überzuleiten.

Diskussion angeregt durch den Vortrag von **Dr. Harald Pitters**: „International vergleichende Meinungsforschung am Beispiel des Eurobarometer.“

SprecherIn	Diskussion
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Danke, Herr Pitters, Sie haben einen Spagat vollbracht zwischen der Problematisierung der methodischen Seite des Eurobarometer und den Einblick in Österreich-Spezifika, die von europäischem Gesichtspunkt besonders interessant ist. Erschwert mir ein bisschen die Moderation, weil ich eigentlich Lust habe über beide Punkte zu reden auf der einen Seite, auf der anderen Seite in der Zeit weit fortgeschritten sind, insofern eröffne ich einfach die Diskussion. Frau Felt, bitte.
Univ.-Prof. Dr. Ulrike Felt	Ich habe eine Frage an Sie, oder eigentlich habe ich drei Fragen. Die erste betrifft die Tatsache, dass dieses Festhalten an Fragen als quasi dann in einer ganz eigenartigen Figur zu einer Qualität umgekehrt wird im Sinne einer Trendpolitik. Nun, das ist mein Mangel an Einfallsreichtum, man muss ja wohl als Trendforscher überlegen können, wenn man Trends über Jahre aufzeichnen möchte, wie man neue Dinge einfängt und wie man diese alten Elemente auslaufen lässt usw. Also diese Tatsache, dass alles gleich bleibt ist für mich nicht ein ausreichendes Qualitätsmerkmal an einer Umfrage. Da würde ich gerne von Ihnen wissen, ob es da Diskussionen dazu gibt und in welcher Weise. Mein zweiter Punkt ist, dass Sie etwas ausgeklammert haben, ein Stück weit nämlich oder Sie haben es nur angedeutet: das ist nämlich, was für ein Modell hinter diesen Fragen steht? Welches Modell von Gesellschaft und welches Modell von Entwicklung dieser Gesellschaft hinter diesen Fragen steckt. Ich kann es jetzt für diesen Fragebogen überhaupt, für diesen Eurobarometer-Fragebogen, nicht sagen. Ich kenne den über Wissenschaft und Technik der europäischen Bürger sehr gut und den finde ich entsprechend schlimm. Das sind ziemlich heftige Modelle dahinter. Ich habe jetzt gerade in meinem Computer gegraben, um ein Beispiel für Sie herauszusuchen. Unter anderem gibt es da die Frage an die europäischen Bürger: also ihre Einschätzung, die Geschwindigkeit mit der sich unser Leben aufgrund von

	<p>wissenschaftlich-technischen Entwicklungen verändert. Und dann kreuzen die Leute an, dann sagen sie eben zwischen von „gar nicht“ bis „sehr viel“ usw. und sofort. Und dann steht folgender Interpretationssatz in der offiziellen Aussendung der EU: Frauen, die älteste Bevölkerung, jene mit niedrigem Bildungsstand und Arbeiter fühlen sich am häufigsten von dieser Geschwindigkeit betroffen. Das ist die einzige Aussage, die gemacht wurde. Jetzt frage ich mich, was heißt das, wenn ich es politisch aussende und das dann sozusagen weitergegeben wird. Das heißt für diesen Wissenschafts-Eurobarometer gibt es einigen unglaublichen Fortschrittsdiskurs, wo Geschwindigkeit und Anpassung eigentlich der Hauptdiskurs ist und mich würde jetzt interessieren, wo sehen Sie den, als jemand der dieses Gerät zur Erkenntnisgewinnung schon lange benützt? Also was ist das Modell, das dahinter liegt? Das gehört für mich auch zu einer Methode. Und nicht nur der Mann, der nicht zu Hause ist, weniger Sorgen erregt als die Tatsache, was hinter den Fragen steht, die Sie stellen und welche Form der objektiven Politik damit gemacht wird.</p>
Dr. Harald Pitters	<p>Ich habe es schon deutlich gemacht, dass ich kein Anhänger bin einer Trendfortschreibung zum Selbstzweck. Es ist nur so, Sie sagen, auch berechtigt, es ist ein bisschen ein Mangel an Einfallsreichtum. Aber es ist zugegeben eine schwierige Frage. Und ich lade in der Gegenfrage dazu ein, mir ein Alternativmodell zu diesen Trendfragen, zur Abwandlung dieser Trendfragen zu sagen. Ich bin einfach mit Kollegen permanent im Austausch. Dass darüber nachgedacht wird, da seien Sie sich sicher. Aber dass es eben nicht einfach ist, so wie viele Fragen in der heutigen Zeit, eben eine Lösung zu bringen, die gleichwertig, vielleicht sogar besser ist, das teilt diese Fragestellung mit anderen komplexen Problemen der Gegenwart. Wo man auch, sage ich einmal, relativ stark am alten Konzept festhält, sich der Schwächen dieses Konzeptes schon bewusst ist, aber sich schwer tut, etwas Besseres zu finden.</p>
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	<p>Wobei natürlich wirklich gesehen werden muss, Trendbeispiele, das haben Sie ja mit Recht betont, ist eine Besonderheit, auch eine schützenswerte Besonderheit des Eurobarometer. Die kann natürlich auch auswachsen, weil sich dann einfach bestimmte Begriffe in der Bedeutung verändern und dann würde die, ich sage mal, formale Stabilhaltung des Instruments im Grunde genau zu der unerwünschten Verzerrung führen, wie sie ja eigentlich zur Aufrechterhaltung der Trendqualität gerade vermeiden wollen. Beispiel wäre jetzt, das ist mir jetzt auch gerade wieder unangenehm aufgefallen, im Zusammenhang in einem psychosozialen Konstrukt erhoben wird. Da geht es um die Bereitschaft auf Personengruppen anderer sozialer und kultureller Herkunft zu reagieren, also Ausländerfeindlichkeit im weitesten Sinne. Und da hat es in einer Trendfrage immer geheißen: „Stellen Sie sich vor, dass in Ihrer Nachbarschaft Skinheads oder Juden wohnen?“ Jetzt stellen Sie sich mal den Bedeutungswandel vor, den der Ausdruck „Jude“ in dem Zusammenhang in den letzten 50 Jahren durchgemacht hat. Und was das dann für die Antwortreliabilität bedeutet, weil wenn Sie so eine, in Führungszeichen politisch inkorrekte Frage stellen, dann müssen Sie im Grunde mit unkalkulierbaren Effekten rechnen. Denn die können Sie dann nicht mehr mit einer formalen Trendqualität aufrechterhalten und mit der Fragenformulierung rechtfertigen. Das ist auf jeden Fall ein immanentes Problem.</p>
Dr. Harald Pitters	<p>Ganz kurz nur, ganz kurz dazu: ich meine, das Eurobarometer ist</p>

	<p>ein Fragenprogramm, das nicht zu überschauen ist. Sie sprechen einen Aspekt an. Aber es ist ja durchaus so, dass diesen Fragen mittlerweile neue Fragen gegenübergestellt werden. Die alten werden nur manches Mal trotzdem noch gestellt. Ich würde mir am leichtesten tun, das eben was Sie eben erwähnt haben, das in die Auswertung und die Interpretation miteinfließen zu lassen, dass eben der Bedeutungsgehalt dieser beiden Begriffe sich natürlich verändert hat. Aber in der Fragestellung selbst das zu verändern, widerspricht ja dem Trend, also dem formellen Beibehalten der Fragestellung. Da bin ich für jeden Vorschlag dankbar. Und der zweite Punkt, also das dahinter stehende Konzept ist auch vor meiner Zeit. Das kann ich Ihnen schlichtweg nicht beantworten. Ich habe schon vorhin relativ offen eingestanden, dass diese Fragestellungen häufig aus diversen Generaldirektionen kommen und dass da nicht ausschließlich sozialwissenschaftliche Experten sitzen. Und dann läuft eine unglaubliche Maschinerie, die nicht die Zeit hat, die vielleicht in anderen Feldern zur Verfügung steht und dann kommt es zu diesen Schwächen, die ohne Zweifel bestehen.</p>
<p>Prof. Dr. Frank Faulbaum</p>	<p>Dass es eine Schwäche ist, die auch bei großen Bevölkerungsumfragen zu sehen ist. Nicht nur beim Eurobarometer, z.B. auch bei der allgemeinen Bevölkerungsumfrage der Bundesrepublik. Da ist es halt einfach so, dass hier eine gewisse Beständigkeit zu beobachten ist, die wirklich nicht glücklich ist und wo man wirklich mal eine Zäsur ziehen muss und sagen, ok, ab jetzt fragen wir anders. Es ist ja auch mal versucht worden. Ich erinnere mich an die alte Gastarbeiterfrage. Das war eine Befragung, die wurde Anfang der 80er Jahre und Anfang der 90er Jahre gestellt. Also z.B. Gastarbeiter sollte man unter sich heiraten lassen, Gastarbeiter sollten sich jeder kultischen Betätigung enthalten und so was, diese typische Item-Liste gewesen. Irgendwann hat man dann gesehen, also in den 90er Jahren, dass Gastarbeiter offensichtlich nicht der passende Ausdruck ist und hat sich dann entschlossen, den Begriff Gastarbeiter durch „in Deutschland lebende Ausländer“ zu ersetzen. Das hat man gemacht auch, begleitend dazu hat man eine Methoden-Studie durchgeführt und hat statistisch versucht zu analysieren, inwiefern gibt es methodische Unterschiede zwischen „in Deutschland lebende Ausländer“, also Einfluss von der Begrifflichkeit. Und hat dann festgestellt, dass es keine Unterschiede gibt. Konnte deswegen, also jetzt mit der neuen Formulierung weitermachen. Ich denke mal, in dieser Weise müsste man, wahrscheinlich auch in diesem Fall vorgehen. Also hier kommt ja noch dazu, dass es tatsächlich eigentlich eine Umfrage ist, die von der Europäischen Union dann beauftragt wird oder in Auftrag gegeben wird. Normalerweise behandeln Umfragen, die ja unter einem wissenschaftlichen Gesichtspunkt durchgeführt werden, da gibt es ja Konferenzen, also jede Frage theoretisch begründet werden muss. Und wo tatsächlich erklärt werden muss, warum man eine Frage stellt und in welchem theoretischen Kontext diese Frage relevant ist. Bestimmte Wertefragen usw. Aber es gibt diese Widersprüchlichkeit. Wir hatten das bei der Partizipationsfrage z.B., wo immer wieder Probleme auftauchen. Ingelhard ist ein typisches Beispiel. Ingelhard weiß man, dass es methodisch total schlechte Fragen sind, die seit Jahrzehnten gebraucht werden, die zu bestimmten Werteanalysen westlicher Gesellschaften geführt haben. Da ist eine Literatur entstanden. Ingelhard selbst hat dazu extrem</p>



	<p>beigetragen. Aber die Frage selbst ist halt keine unproblematische Frage. Und so wird ein ganzer Wissenschaftszweig sozusagen, baut dann auf bestimmten Fragenformulierungen auf. Das muss man mal ein bisschen von der lustigen Seiten her betrachten, wie er eigentlich interessante Fragen formuliert hat. Wovon hängt das ab, die hängt halt auch ab, einfach von solchen Dingen, die gar nichts mehr mit Wissenschaft zu tun haben. Das ist interessant, das festzuhalten, es spielt also eine große Rolle. Ich würde noch Mal etwas zur Qualität von Methoden sagen: das ist ja immer so, die Praxis zählt eigentlich. Ich darf jetzt mal Folgendes berichten. Wir haben eine face-to-face-Befragung zusammen mit einem Bekannten durchgeführt. Wir haben festgestellt, über 300 Interviews waren komplett gefälscht. Wir haben teilweise festgestellt, dass in weiteren Fällen Fragebögen unter der Tür durchgeschoben wurden, dass manche Interviews telefonisch, obwohl face-to-face vorgeschrieben war, durchgeführt wurden usw. Das heißt, Vieles scheitert manchmal an der Praxis. Und das ist das Problem, theoretisch ist es alles prima und wie sieht es nun tatsächlich aus? Und da ist es einfach so, dass man wirklich die letzten Dinge erlebt. Es ist einfach nichts daran zu ändern, ich könnte noch Vieles mehr dazu sagen. Es ist einfach so, dass die Praxis dann wieder die Qualität in Frage stellt. In Mannheim gerade wurde im Rahmen einer Umfrage noch mal Random kontrolliert. Da gibt es Unterschiede, das glaubt man nicht.</p>
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	An Jordanien gar nicht zu denken?
Prof. Dr. Frank Faulbaum	<p>In Jordanien war das kein Problem, weil da hatten wir ja den Minister auf unserer Seite. Das heißt, da mussten wir alle jeden Morgen fernsehen. Wir hatten praktisch ja so einen Selbstausfüller, wo das Energieverhalten pro Tag festgehalten werden sollten. Da hat der Minister jeden Morgen im Fernsehen an die Umfrage erinnert: man sollte bitte nicht vergessen, den Fragebogen konsequent auszufüllen. Das ist nur in solchen Gesellschaften der Fall, ich weiß auch nicht, ob das jetzt noch der Fall ist. Aber ich würde sagen, die Praxis ist manchmal das Problem und natürlich auch in verschiedenen Ländern.</p>

Diskussion angeregt durch den Vortrag von **Prof. Dr. Jo Reichertz**: „Probleme bei qualitativen Verfahren in Ländern mit anderem kulturellen Kontext.“

SprecherIn	Diskussion
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	<p>Vielen Dank, Herr Reichertz für diese sehr tiefgehende Reflexion der kulturtheoretischen Voraussetzungen und der Methodologien, wo die teilweise ja zuvor unter den Anwendungsperspektiven einer quantifizierten Sozialforschung erwähnt wurden. Ich bin ganz dankbar, dass Sie am Ende ähnlich mit Frank Faulbaum nicht in einen allgemeinen Erkenntnis pessimismus verfallen sind, weil ich als Methodologe immer versuche mir einen berufsbedingten Optimismus zu bewahren. Es lohnt sich weiter zu forschen. Und Sie haben dann auch selber darauf hingewiesen, dass es Ihnen nicht darum geht, die Unerkennbarkeit, unter der wir uns ja alle im Grunde bewegen. Und insofern wäre jetzt wirklich zugespitzt</p>

	<p>zu fragen, was würde aus Ihrer Sicht aus einer qualitativen orientierten Sozialforschung an Lösungsperspektiven eröffnen? Die Probleme haben Sie durchproblematisiert sozusagen, was man alles reflektieren muss und was auch an Relativismen zu beachten ist und wo es natürlich hermeneutische Probleme an allen Ecken und Stellen gibt. Eine These noch, die mir aufgefallen ist an Ihren Ausführungen: könnte es sein, in zugespitzter, provozierender Formulierung, dass die international vergleichende, vor allem auch quantifizierende Forschung zumindest den positiven Effekt hat, dass sie uns daran hindert in eine Kulturblindheit zu verfallen? Sie haben klar eine optimistische Linie erkennen lassen. Ist das richtig beobachtet oder was würden Sie ansonsten situieren wollen?</p>
<p>Prof. Dr. Jo Reichertz</p>	<p>Ich weiß jetzt nicht, ob ich auf alle Ihre Fragen antworten kann, das könnte vielleicht ein bisschen zu lange werden. Vielleicht erst einmal, weshalb ich solch einen Vortrag halte: Wenn man neue Handbücher über qualitative Sozialforschung liest, dann liest man sehr oft, es ginge alles sehr einfach. Man liest dann: mach das, mach das und mach das und das führt leicht dazu, gerade weil die Qualitativen mittlerweile auch arriviert sind, aus qualitativer Sozialforschung so eine Art einfache Handlungslehre zu machen, die alles kann und zugleich einen blind macht für die Probleme qualitativer Sozialforschung. Deswegen würde ich gerne auch in der methodischen Ausbildung immer darauf hinweisen, dass Methoden nie irgendwelche Tools sind, Handwerkszeuge, die ich beliebig anwenden kann, sondern die immer auf den Einzelfall abgestimmt werden müssen. Man muss erst einmal diejenigen, die qualitative Sozialforschung betreiben wollen, sensibilisieren, verunsichern und dann kann er alles wieder zusammenbauen. Es gibt nichts Schlimmeres als bornierte qualitative oder quantitative Forscher. Dann stellt sich die Frage, kann ein nicht-bornierter qualitativer oder quantitativer Forscher überhaupt noch was sagen oder muss er vor lauter Skrupeln schweigen. Meine Antwort ist: Er kann etwas sagen, er kann sogar sehr viel sagen und das mit guten Gründen. Nur wenn er nicht borniert ist, weiß er: Soweit ich meine Perspektiven erweitert habe, soweit ich mich sachkundig gemacht habe und soweit ich mich auf den Dialog mit dem anderen eingelassen habe, kann ich das sagen. Also, das was ich vorgetragen habe, ist ein Plädoyer gegen die falsche Selbstgewissheit, wir wüssten in der qualitativen Sozialforschung genau, wo es langgeht. Sondern, wir selbst, das wissen wir als Kulturwissenschaftler, wir sind zum einen selbst Teil unserer Kultur und unsere Analysen, das ist noch wichtiger, wirken auf die Gesellschaft und uns zurück. Zum Beispiel, wenn wir sagen, wir hätten eine einheitliche Kultur, dann glauben das mittlerweile Viele. Und dann liest man es selbst in der Zeitung, hört und sieht es in den Medien und dann sieht man sich bestätigt, obwohl man nur sich selbst (in den Medien) gehört hat. Da sind übrigens interessante Kreisprozesse, die dann auch Wissenschaftler berühren, wenn sie eigene Deutung in der Zeitung lesen und deshalb umso fester daran glauben.</p>
<p>Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm</p>	<p>Quantitativ und qualitativ, wieder eine Methodenfrage. Weil man muss es dann sozusagen immer spezifizieren, wir haben es vorher auch mit einem Terminus technicus gehört, dass man dann das Design zielgruppenspezifisch anpasst: Tailorismus, Tailoring. Da wäre ja auch schon wieder eine Anschlussstelle, hoffentlich nicht nur der ideologisch geführte Dialog zwischen Quantitativen und Qualitativen, aber ich glaube, da haben wir ganze gute</p>

	<p>Voraussetzungen. Aber ich will hier nicht die Diskussion monopolisieren, sondern natürlich vor allen Ihnen die Gelegenheit geben Fragen zu stellen oder Kommentare abzugeben.</p>
<p>Prof. Dr. Jo Reichertz</p>	<p>Im ersten Teil meines Vortrags habe ich gesagt, dass die qualitative Sozialforschung keine festen Kern besitzt, also etwas, was allen gemeinsam ist. Es gibt allenfalls Familienähnlichkeiten. Ich habe mich dann relativ schnell auf die hermeneutischen Verfahren zurückgezogen, weil ich die auch vertrete. Und die hermeneutischen Verfahren verweigern Vieles von dem, was Sie angemahnt haben, was qualitative Verfahren oft auch von Kritikern angetragen wird. Es geht dabei um den berühmten subjektiven Sinn von Handlungen. Die Hermeneuten haben aus guten Gründen gesagt: Das leisten diese Verfahren nicht, wir können und wollen nicht den wirklichen subjektiven Sinn ermitteln, also das, was einer dachte, als er handelte. Wir können im nachhinein nur einen typischen subjektiven Sinn ermitteln, also das, was man mit guten Gründen dem anderen als Motiv zuschreiben kann. Manche denken, wir können mit Interviews die Innenwelt von Akteuren oder Subjekten rekonstruieren oder subjektiv abgelaufene Entscheidungsprozesse rekonstruieren - wer das annimmt, der hat zumindest Schwierigkeiten, das zu belegen. Wenn man sich in der qualitativen Sozialforschung sehr viel deutlicher auf das zurückzieht, was wir können, nämlich soziale Bedeutung zu rekonstruieren, dann lösen wir uns aus diesen Problemen. Die Verfahren qualitativer Sozialforschung, die allerdings beim subjektiven Sinn verweilen, die haben natürlich auch weiterhin das Problem. Lassen Sie mich aber noch schnell was dazu sagen, was Sie „entdecken“ nennen. Etwas ‚entdecken‘ kann qualitative Sozialforschung nur begrenzt. Entdecken heißt im strengen Sinne des Wortes „Neues finden“. Das heißt, ich schaue mir ein soziales Feld an und deren Akteure und beforsche das und danach weiß ich mehr als ich vorher weiß. Mehr im qualitativen Sinn, ich weiß Neues. Qualitative Verfahren im allgemeinen sind nur begrenzt so angelegt (im übrigen gilt das auch für quantitative Verfahren), dass mit ihnen Neues zu entdecken wäre. Hermeneutische Verfahren sind da aus meiner Sicht im Vorteil, da sie sehr viel leichter, sage ich jetzt mal, darauf abzielen, tatsächlich etwas Neues zu konstruieren, zu entdecken, was also den Bestand an Wissen in einer Gesellschaft vermehrt. Und das würde ich bei den anderen Verfahren nur begrenzt sehen; das war allerdings eine polemische Bemerkung.</p>
<p>Prof. Dr. Frank Faulbaum</p>	<p>Es ist ja vielfach so oder oft so, dass, sagen wir mal eine Konstruktion der Erhebungsinstrumente z.B. oder bei der Präzisierung von Forschungsfragestellungen ja im Team zusammengearbeitet wird, wo auch einfach Vertreter verschiedener Kulturen im Team selbst vertreten sind. Wo man sich dann darum bemüht, dass jeweils andere Verständnis der Kultur zu berücksichtigen. Jetzt kommt natürlich ein Problem zum Tragen: wie kann es sein, dass sozusagen ein Forscher einer Kultur das versteht, was ein Forscher über seine Kultur sagt. Die Frage ist, was bei den Individuen zum Gegenstand der Forschung gemacht wird, schon ausgelegt ist, auch als jeweilige Experten ihrer eigenen Kultur, wird auf der Meta-Ebene noch mal auftreten. Jetzt könnte man weiterfragen, wie sieht es aus, wenn Forscher über die Unterschiede des kulturellen Verständnisses zweier anderer Forscher sprechen usw. Und da ist die Frage, konvergiert das irgendwann mal oder gibt es da irgendeinen Rest?</p>
<p>Prof. Dr. Jo</p>	<p>So was machen wir genau. Ein Lösungsweg ist ganz gewiss:</p>

Reichertz	interpretiere nie alleine, interpretiere immer in Gruppen. Und wenn du Vernehmungen interpretierst, wo ein türkischer Beschuldigter von einem deutschen Polizisten vernommen wird, dann müssen da mindestens ein oder zwei Türken in der Gruppe sein, die am besten mit der jeweiligen Kultur bekannt sind. Bekannt sein, ist immer noch was anderes als jemand, der türkischstämmig aufgewachsen ist. Und die werden in Interpretationsgruppen aufgenommen. Jetzt ist die Frage, konvergieren die Interpretationen oder kriegen wir ein Meta-Problem. Praktisch stellt sich so was her mit einer Perspektivenüberschreitung der jeweils Beteiligten oder eine Perspektivenerweiterung. Und mehr, denke ich, können wir auch gar nicht leisten an Interpretationen. Darauf zielt auch mein Plädoyer, dass man nicht eine gültige Interpretation verabschiedet und statt dessen sagt: Wir können unsere Interpretation intersubjektiv überprüfbar machen, das können wir - mehr jedoch nicht. Ich glaube also, dass man durchaus Verfahren finden kann, wie z.B. in Gruppen interpretieren und damit systematisch Perspektivenüberschreitungen herstellen, die Intersubjektivität herstellen können: Dass es möglich ist, gute Gründe dafür anzugeben, dass dieses oder jenes dies bedeutet. Es soll kein Plädoyer für ein prinzipielles Nichtverstehen des Anderen oder ein prinzipielles Missverstehen sein, sondern ein Plädoyer, sich schlau zu machen, die Perspektiven zu erweitern. Dann ist verstehen möglich, ohne Zweifel.
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Das wäre dann Intersubjektivität mit unterschiedlichen Forschungsansätzen, weil man natürlich sich in einer Interpretationsgruppe befindet, sich austauschen muss und dadurch die eigene Subjektivität überschreiten muss. Das wäre die minimale Definition dann von Intersubjektivität.
Prof. Dr. Jo Reichertz	Man muss den eigenen Raum der guten Gründe offen legen und dann merkt man, das sind die Grenzen des eigenen und hier beginnt eine anderer, den kann ich erfassen.
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Sie haben sich noch gemeldet?
Frage/Anmerkung aus dem Plenum	Möglicherweise haben Sie, was da gesagt wurde, auch schon beantwortet oder teilweise beantwortet. Eine Frage: hermeneutische Verfahren, wenn es jetzt wirklich um das Kulturell-Fremde unter Führungszeichen geht; Beispiele wurden genannt, auch chinesische Bräuche. Sind hermeneutische Verfahren in solchen Kontexten Ihrer Meinung nach sinnvoll einsetzbar und was ist sozusagen die Voraussetzung damit diese sinnvoll einsetzbar sind?
Prof. Dr. Jo Reichertz	Wenn keine Hermeneutik, was dann? Natürlich eine Hermeneutik, die um ihre eigenen Grenzen weiß, die reflektiert, die sich selbst immer selbst mitreflektiert.
Frage/Anmerkung aus dem Plenum	Ich möchte den Punkt von Herrn Faulbaum aufgreifen und hätte gerne zu einem Aspekt davon noch eine hermeneutische Antwort. Diese kulturenübergreifenden Interaktionsprozesse oder Interaktionsprozesse, die quer zu Kulturen liegen, die finden wir ja in bestimmten Feldern auch. Ich komme aus der Organisationssoziologie und da haben Sie es ja nicht unbedingt mit diesen fremd-vertraut-Geschichten zu tun, sondern Sie haben beispielsweise mit Management-Konzepten, Kennziffern-Systemen, all diesen, ja alle tendenziell, die gleiche Akteurfiktion oder analoge Akteurfiktion von Universalität betreibenden real-institutionalisierten Prozessen und Bezugspunkte im Feld zu tun. Was nicht heißt, dass die jeweils universalistisch aktualisiert

	<p>werden, aber dass sich die jeweiligen lokalen Interaktionszusammenhänge möglicherweise daran abarbeiten oder was immer passiert. Die Frage wäre, ob diese Art von Feldern Organisation, Profession, Institution, die kulturübergreifend sind? Vielleicht ist der EU-Eurobarometer auch kein so schlechtes Beispiel. Wie stellen die sich in der hermeneutischen Sicht dar?</p>
<p>Prof. Dr. Jo Reichertz</p>	<p>Das ist eine ausgesprochen interessante und schwierige Frage. Wir haben in den letzten Wochen häufiger darüber diskutiert. Und da gibt es zwei Thesen dazu: eine kulturpessimistische und eine kulturoptimistische. Vorab eine allgemeine Bestimmung: Kultur ist nie etwas Statisches, Kulturen stellen sich her und wir erleben gerade in globalisierten Gesellschaften, auf gesellschaftlicher Ebene, auch in der Organisation, da stellen bestimmte Akteure eigene Betriebskulturen oder Organisationskulturen her. Und Kultur heißt, dass ein Universum der guten Gründe und Verflechtungen in einer Organisation erarbeitet, verbürgt und gesichert wird. Und wenn kommuniziert und verstanden wird, dann bezieht sich das auf das erarbeitende Kontinuum der guten Gründe. Nun kann man hier eine kulturkritische Position ausmachen, nämlich die, dass die multikulturellen Kulturen fluide sind: dass sie nur kurzfristig existieren, dass das Personal wechselt, dass die Tiefe der Kultur gering ist und dass sie deshalb in der Regel nicht leicht zu verstehen sind. Das wäre anders, wenn eine Kultur sehr viel Zeit und Personal aufbringt, den eigenen Raum der Gründe ausarbeitet, dann können durch verschiedene Handlungen, verschiedene, differenzierte Antwortmöglichkeiten gegeben werden. Und je kürzer eine Kultur oder eine Interaktionsgruppe ein eigenes Bedeutungssystem produziert, desto flacher ist es. Das kennen Sie doch auch, wenn Sie in Amerika einen Vortrag halten, dann ist es doch oft schwierig, sich sehr differenziert auszudrücken. Man trifft sich auf einem Level von Normalsprachlichkeit, wo dann ausgefallene Ausdrücke nicht mehr auftauchen. Die Vielfältigkeit des Ausdrucks leidet manchmal ein bisschen, aber man versteht sich trotzdem. Also die kulturkritische Variante ist, dass in der globalisierten Gesellschaft solche Kulturen zunehmen, also immer mehr und immer öfter solche fluiden Kulturen gebildet werden, die für Hermeneutiker relativ leicht zu verstehen sind, weil sie nicht allzu viel ‚Tiefe‘ haben – aber dann auch den Beteiligten nicht mehr so diese Verantwortung geben. Die kulturpositive oder optimistische Erklärung wäre, dass mit der Zeit, aus diesem Fluiden oft wieder Festes wird, in der Tat eine multikulturelle oder zusammengewachsene Kultur, die durchaus ein ebenfalls sehr tiefes Bedeutungsspektrum hat, was aber aufgrund von Austausch und Interaktion zusammengewachsen ist. Aber das ist eine Entwicklung, die sicherlich nicht in ein, zwei Jahren, sondern über einen längeren Zeitraum stattfindet. Dann könnte man von einer globalisierten, kulturell globalisierten Gesellschaft sprechen.</p>
<p>Prof. Dr. Frank Faulbaum</p>	<p>Ich wollte nur noch Folgendes ansprechen. Gibt es nicht Teile der Sprache, die mehr oder weniger kulturabhängig sind? Also wenn Sie eine Organisation beschreiben, ich glaube, was wir auf jeden Fall in jeder Kultur tun können ist: wir können sagen, diese Institution ist lokalisiert in dem und dem Gebäude. Also ich denke mal: Ort wo ein Gebäude ist, Ort wo ein Büro ist. Wer spricht zuerst, wer antwortet. Also diese zeitliche Folge, ich denke, hier gibt es Teile der Sprache, die uns erlauben, Strukturen darzustellen, unabhängig davon fast, welcher Kultur man</p>

	<p>angehört. Ich glaube, das ist auch das Medium, auf das man sich häufig einigt, wenn man Beschreibung generalisiert. Es sind ja nicht immer nur kulturabhängige Teile der Sprache, die ich jetzt verwende. Teilweise werden auch neue sprachliche Gebilde im Rahmen der Wissenschaftssprache z.B. ja neu konstruiert, wo ich sozusagen eine Beschreibungssprache konstruiere, die dann, sagen wir mal, auch eine gewisse Kulturunabhängigkeit beinhaltet. Das erinnert ein bisschen an die Arbeiten, die kennen Sie wahrscheinlich auch, von Schenk über die Semantik von Sprache, wo er immer wieder tiefer geht, auf ganz untere Ebenen. Wo irgendwann mal ein Niveau erreicht ist, wo man auch relativ unabhängig dann wieder ist, wo man allgemeine Strukturen vorfindet, die dann auch Möglichkeiten eröffnen, eine Beschreibung interkulturell zu gestalten.</p>
<p>Prof. Dr. Jo Reichertz</p>	<p>Also vielleicht nur ein Kommentar dazu. Natürlich gibt es bestimmte Organisationen und Organisationsformen oder Orte, an denen Bedeutungswandel gegeben ist, der auch relativ fest ist. Zum Beispiel beim Standesamt, da sind die kulturellen Umgangsformen und Praktiken ziemlich fest, oder in Kirchen, sind sie sehr, sehr fest. An Universitäten sind sie übrigens auch sehr fest: ein sehr einfacher, restringierter Sprachcode, den wir haben. Also, wenn wir versuchen, etwas sehr tief auszudrücken, dann ist die wissenschaftliche Sprache wenig dazu geeignet. Diese fluiden Kulturen, die haben wir in Essen untersucht, anhand des Internet. Dort passiert auch genau das, da werden neue Räume und Praktiken des Kulturellen geschaffen. Und die Frage ist: Sind diese interkulturellen Dialoge mit einer sehr tiefen Pragmatik und Semantik versehen oder sind sie eher flach. Die sind, so unsere Beobachtung, sehr flach, weil da nämlich Leute aus Uganda, aus der Schweiz, aus Frankreich usw. miteinander kommunizieren müssen. Sie kommunizieren zwar vor dem Hintergrund ihrer individuellen Kultur miteinander und müssen sich dann aber auf einem allgemeinen Platz der Bedeutung treffen und in einer Interaktionsgemeinschaft neue Bedeutungen schaffen. Und man hat da wenig Zeit und wenig Interaktion zur Verfügung. Deshalb ist dort die Bedeutungstiefe relativ flach und das heißt für die Hermeneutik, dass es ganz einfach ist. Je flacher die kulturelle Bedeutung ist, z.B. wenn wir eine Kirche, eine Messe, einen Ritus untersuchen, desto leichter ist es, sie zu untersuchen und zu verstehen. Dagegen ist ein Gespräch zwischen zwei Liebenden, die versuchen, sich einander anzunähern und sich klarzumachen, was wollen wir voneinander und wie sehen wir uns, das ist ausgesprochen schwierig zu verstehen. Nicht weil, das hier Bedeutung vor allem situativ und nonverbal aufgebaut wird (deshalb auch), aber vor allem, wenn sie kompetente Mitglieder unserer Sprachgemeinschaft sind, die sich der Sprache sehr gut und differenziert bedienen können.</p>
<p>Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm</p>	<p>Ich glaube, dass das jetzt richtig war, dass Sie noch mal deutlich gemacht haben, dass Sie hier nicht jetzt einen generalisierten Kulturrelativismus vertreten, sondern dass Sie auch differenzieren in der Kulturabhängigkeit. Das sehe ich jetzt auch die Konvergenz zwischen Frank Faulbaum und Ihnen. Letztendlich dann als Konsequenz als Subjekte in einer synkratischen Situation befindlich, kulturabhängig natürlich, aber jeweils im unterschiedlichen Kommunikationsumfeld. Da wäre wahrscheinlich wissenschaftliche Forschung gar nicht mehr möglich. Und der zweite Aspekt, den ich nochmals rausgreifen möchte, der mir gleichzeitig Gelegenheit gibt auch zur Überleitung zu unserem</p>

	<p>letzten Referat von heute, ist, dass Sie, wie ich finde, klar gemacht haben, dass die Bedeutungskonstruktion, um die es ja auch in der Wissenschaft geht, nicht in erster Linie unter dem kulturtheoretischen Aspekt zu betrachten, sondern aktionstheoretisch betrachtet werden muss. Und da können wir jetzt sagen, dass die Interaktion des Forschers mit dem Objekt der Forschung schon mal eine Quelle der Reduzierung von Begriffen darstellt. Und das zweite wäre, dass die Interaktion der Wissenschaftler untereinander natürlich auch wiederum ein Korrektiv sein kann, um bestimmte kulturabhängige, fehlerhafte Konstruktionen zu relativieren oder die Wahrscheinlichkeit von Irrtümern zu begrenzen. Der letzte Beitrag heute wird sich nämlich genau mit diesem Aspekt näher beschäftigen, nämlich welche Einflüsse Wissenschaftler ausgesetzt sind, die sich mit guten Gründen und auch mit guten ethischen Absichten der international vergleichenden Forschung widmen und dabei natürlich auch Pressionen außerwissenschaftlicher Herkunft ausgesetzt sind. Also die soziale Bedingtheit der Forschung selber. Und wir wollen dann in diesem letzten Absatz dann auch versuchen nochmals zu reflektieren, was das letztendlich dann methodologisch für die international vergleichende Forschung bedeutet. Bitte Frau Felt.</p>
--	--

Diskussion angeregt durch den Vortrag von **Univ.-Prof. Dr. Ulrike Felt**: „Transnationale Designs aus Sicht der Wissenschaftsforschung. Soziale Bedingtheit - normativer Anspruch.“

SprecherIn	Diskussion
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	<p>Vielen Dank Frau Felt. Ich möchte natürlich gleich dann auch die Diskussion eröffnen. Vielleicht noch eine persönliche Bemerkung. Wir haben ja jetzt unterschiedliche Facetten gehört wie man diese internationale Forschung fokussieren kann: man könnte sagen, internationale Forschung als Beruf, das wäre sozusagen die Eurobarometer-Perspektive. Internationale Forschung als Methodologe, da würde ich jetzt den Frank Faulbaum als Beispiel nennen, auch wenn er mir widersprechen würde. Als nächstes internationale Forschung als Abenteuer. Weil im Grunde deutlich wurde wie die Praxis dann in diesem internationalen Team ist. International vergleichende Forschung heißt ja normalerweise nicht, dass ich jetzt alleine als Forschungssubjekt hier mich öffne, sozusagen nicht nur aus Österreich sondern aus vielen Ländern, sondern mit internationalen Kollegen dann natürlich auch konfrontiert bin. Vielleicht die konkrete Frage: mir scheint am Boden der ganzen Probleme, die Sie aufgewiesen habe, auch mit der Frage, welche Zeithorizonte müssen dann bedacht werden, doch so eine mögliche Perspektive zur neu organisierten international vergleichenden Forschung: Stichwort Standardisierung. Ein Reizwort für viele, aber letztendlich, wenn man die unterschiedliche Sprache, die Schwierigkeit der Verständigung bedenkt, wird man doch auch irgendwie erkennen, worin die ansonsten eher kritisch betrachteten Standards gesehen werden können. Es muss stabil gehalten werden, wenn man einen</p>

	<p>Vergleich anstellen möchte. Ich muss irgendwie die Interpretationsvielfalt begrenzen können. Wie würden Sie dieses Stichwort, Reizwort „Standardisierung“ im Kontext Ihrer Erfahrung kommentieren?</p>
<p>Univ.-Prof. Dr. Ulrike Felt</p>	<p>Vielleicht in einem Wort: ambivalent. Ich denke mir, was wir erlebt haben, da bin ich mir nicht sicher, ob ich das jemandem ersparen möchte, was wir erlebt haben. Ich bin mir nicht sicher, ob der Weg daraus ist, es den Forschern zu ersparen. Weil ich denke mir einfach, wenn ich das zusammenfasse, es war von meiner Seite aus gar nicht so sozusagen als ein Lied an das Problem gedacht, sondern eher, dass es mich zum Nachdenken gebracht hat über unsere sozusagen Geradlinigkeit, mit der wir, wenn wir mit uns alleine arbeiten, wie schnell wir da sozusagen mit uns den Konsens finden, mit dem wir dann gelernt haben, Methoden anzuwenden. In dem Augenblick, wenn jemand kommt und sagst, wie tust du bitte das, stehe ich dort und sage, ok, da brauche ich dafür wirklich länger, also wenn du das wirklich wissen willst. Und dann komme ich einfach darauf, dass ich wahrscheinlich diese Frage schon längere Zeit nicht wirklich adäquat beantwortet habe, irgendjemandem. Dass es einfach sehr, sehr viel Zeit braucht. Also eine Kollegin z.B. aus Deutschland, die sich besonders dafür interessiert hat, ist zu uns nach Wien gekommen und wir haben einige Tage mit ihr verbracht, weil sie sich einfach nicht vorstellen hat können, wie man so etwas überhaupt machen kann. Das ist eine Ethikerin, die vorher Biologien war. Das heißt, was mache ich mit diesem Text hier. Natürlich kann ich ihn lesen, ich lese ihn als Ethikerin, und ich schaue dann und sozusagen, ah, ich sehe normative Elemente drinnen und es passt und geht schon. Was ich aber auch spannend fand, ist dass das Umgekehrte nicht stattgefunden hat. Dass ich immer wieder eingemahnt habe: ich hätte sehr, sehr gern viel mehr über die ethische Arbeitsweise gelernt. Und das war sehr interessant, dass das vom Methodischen her nicht wirklich eingeplant war, sondern Ethiker und ethische Methoden waren irgendwie eins. Und Sozialwissenschaftler und die Methode waren sozusagen, im Projektantrag schon, war die Methode expliziert. Und daher war es so etwas, wie wenn es zwei Teile gäbe, zwischen den Personen, die das tun und dieser Methode, die gab es da irgendwie im nackten Raum. Wie Ethiker arbeiten gab es in dem Antrag nicht, die waren einfach dort. Und das war sozusagen für uns total spannend. Ich habe immer wieder die Frage gestellt, das wird auch ein Teil unseres Endproduktes sein: die Frage, wie geht es Ethikern mit Sozialwissenschaftler und umgekehrt. Was heißt das für die Erkenntnisproduktion. Standardisierung hat etwas, ist etwas Reizvolles bis zu einem gewissen Grad, aber es läuft dieser Effizienzdiskussion ein Stückchen weit die Türe ein und sagt, dann können wir schneller und irgendwie kostengünstiger agieren, also dann wissen wir einfach wo es langgeht. Aber ich denke mir, der Punkt hat genau darin bestanden, dass ein Gruppe von Leuten aus bestimmten Texten sich darauf einigen mussten, wie weit sie gehen, um etwas einzuhandeln. Es gab so ein Trading und wenn ich das Trading auslasse, frage ich mich dann, worin die Spezifität dann liegt.</p>
<p>Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm</p>	<p>Es ist ambivalent, das ist mir klar. Dann können wir uns vielleicht einigen: Standardisierung nicht im Sinne der Perpetuierung altbekannter Standards, sondern im Grunde haben Sie doch beobachtet, so habe ich den Prozess, den Sie geschildert haben, verstanden, den Status ascendii, indem dann aus einer</p>



	<p>unterschiedlichen, kulturellen, disparaten Situation das Bedürfnis neu geboren wird. Und das muss natürlich erarbeitet werden. Und das ist nicht dasselbe, als einfach Standards vorzuschreiben. Ich glaube das wäre der Punkt, der mir hier auch übergreifend wichtig zu sein scheint, nämlich dass wir hier nicht die Irritation sozusagen als Produktiv in der Wissenschaft nehmen. Es ist ja das, was uns zum Reflektieren bringt. Aber was machen wir danach, wenn wir die Bedingtheit unseres eigenen Standpunktes erkennen, dann ist ja die Frage, gibt es ein Leben, ein wissenschaftliches Leben danach und wie kann das aussehen? Und es wird letztendlich doch wieder auf das Aushandeln von bestimmten gemeinsam Perspektiven hinauslaufen müssen, denke ich, die vielleicht etwas weniger sprachlich bedingt sind dann. Weil wir auch diese Graduierung mittlerweile ganz klar sehen; dass wir aus der sprachlichen Bedingtheit, aus der kulturellen Bedingtheit nicht ableiten dürfen: alles ist kulturabhängig. Sondern wir müssen uns ja in diesem Prozess weiter positionieren. Jetzt waren mehrere Meldungen. Ich glaube Sie waren zuerst.</p>
<p>Frage/Anmerkung aus dem Plenum</p>	<p>Sie haben mir sehr aus dem Herzen gesprochen, deswegen fühle ich mich jetzt auch animiert, meinen Beitrag zu leisten. Ich habe drei Jahre im EU-Projekt über soziale Strategien zur Risikobewältigung gearbeitet und 1 ½ Jahre, 2 Jahre Methodenausbildung gemacht. Und wir haben mit interpretativen Methoden gearbeitet und es war 1 ½ lang ein unglaublich konstruktiver Prozess, der genau das was Herr Reichertz sagte mit Perspektivenerweiterung extrem gefördert hat und nahezu zu einer euphorisierten Abenteuerreise gemacht hat. Für alle Beteiligten, von allen Statusdimensionen, allen Disziplinen, die daran gearbeitet haben. Und nach 1 ½ Jahren fing es an zu kippen. Und die Frage an der es gekippt ist, ist genau das, was Sie als letzten Punkt in den Mittelpunkt gerückt haben. Und darüber habe ich dann entsprechend auch sehr lange nachgedacht. Nämlich in welcher Weise diese Zeitgrenzen umgekehrt Methodengrenzen definieren und nicht nur das. Dieses Kippen hat auch damit zu tun gehabt, natürlich unter diesem Produktionsdruck, Standardisierung einzuführen. Und in diesem Fall hatte die Standardisierung nicht den Effekt, dass man quasi explorativ nach bestimmten, neuen Kriterien der Vergleichbarkeit, der Verständigungsfähigkeit, der Möglichkeit des Fremdverstehens gesucht hat und sich auf die Prozedere geeinigt hat, wie das quasi als geteilter Wissensbestand, trotz Diversität und trotz Unterschiedlichkeit, trotz der praktisch in der Forschung produktiv und relevant gemacht wird, sondern die Standardisierbarkeit ist immer geknüpft gewesen an einem Produktionszwang. Und das hat in gewisser Weise absolut kontraproduktiv den Prozess, der sehr kreativ in Gang gekommen ist, relativ abrupt gestoppt. Und was dann an Konflikten, Auseinandersetzungen, Interessenslagen in Bezug auf die Produktionsanteile bis hin zu Publikationszerwürfnissen usw. geführt hat. Woraus ich die Konsequenz oder auch die Schlussfolgerungen gezogen habe, dass diese transnationalen Forschungskontexte auf der einen Seite die Komplexität extrem erfüllen. Dadurch auch so interessant wären, weil sie uns zwingen aus unserem gewohnten Denken herauszutreten und wir aber gleichzeitig damit sozialisiert worden sind, Konsistenz auch über Homogenisierung herzustellen. Und die Konsistenzforderung uns als feindliche, quasi fachlich Agierende auch mitdefinieren und deswegen beunruhigt werden, wenn wir merken, dass wir mit der Diversität nicht in der Weise</p>

	<p>umgehen können, dass uns die Konsistenz nach den Anforderungen, die wir formuliert haben, in gewisser Weise auch flöten gehen. Und da sehe ich uns quasi nicht als Wissenschaftler, die über der Realität stehen, sondern da sind wir quasi mitten drinnen im Lernen an Umgang zu finden mit einer Komplexitätssteigerung und auch mit einer Kontingenz von Möglichkeiten, Dinge zu sehen und Dinge zu interpretieren, wo wir bisher noch nicht wirklich neue, stabilere Formen gefunden haben, die wir standardisieren können. Also meine Antwort auf die Frage nach Standardisierung ist noch viel zu früh. War mir wichtig noch zu sagen.</p>
<p>Univ.-Prof. Dr. Ulrike Felt</p>	<p>Bei uns hat genauso dieses Kippen eingesetzt. Es war lange Zeit die Frage, was produzieren wir gemeinsam und irgendwann ist unter dem Titel Pragmatik, und das finde ich sehr interessant, unter dem Titel Pragmatik sind plötzlich sozusagen Operationen erstanden, wo die Ethiker in den ethischen „journals“ publizieren werden und die Soziologen in den soziologischen Magazinen. Und die Frage war halt sozusagen, komme ich überhaupt durch als Soziologe in einem ethischen „journal“. Also, es war eine total interessante Diskussion. Die Imagination des anderen war wieder da, die wir sozusagen ganz am Anfang hatten. Genauso, wie wenn wir 1 ½ Jahre sozusagen nicht gestritten hätten und uns nicht zusammengerauft hätten. Das war total interessant. Diese Sehnsucht nach dem, eine klare Sprache zu haben, die man geübt hat, in der man sich sicher spielt, wo man Autorität besitzt. Dieser Rückzug darauf, wieder eben der Professor XY zu sein, war total interessant. Für mich einfach, in der Mitte dieses Gegenübertretens. Also das würde bedeuten, dass das System das Drumherum ist, sich auch ein Stück weit mit umgestalten müsste.</p>
<p>Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm</p>	<p>Ich würde nicht sagen, dass Standardisierung jetzt die Lösung darstellt. Ich finde es nur interessant zu beobachten, dass in einem Prozess der Perspektivenerweiterung, ganz offenbar spontan, das Bedürfnis nach Standardisierung entsteht, weil es offenbar doch notwendig wird, im interkulturellen Dialog, im interdisziplinären Dialog sich dann auf irgendetwas zu einigen. Das muss etwas Drittes sein, das haben Sie auch ausgeführt, das kann nicht das sein, was der eine anfängt oder der andere, sondern es ist übergeordnet. Und das ist etwas, worauf sich dann beide irgendwie versuchen zu verständigen. Also ich würde es vielleicht als Standardisierungsdrift vorsichtig benennen wollen, ohne dass man damit jetzt eine flächendeckende Neuregelung im Stile von russischer Standardisierungsregulierung missverstehen wollte. Frank.</p>
<p>Prof. Dr. Frank Faulbaum</p>	<p>Ich denke mal, das müsste auch mal kommentiert werden, also es muss auch mal klar gemacht werden, den entsprechenden EU-Stellen klar gemacht werden, was hier abläuft. Man muss sich auch mal Gedanken machen, vielleicht darüber, welche Schulungsmaßnahmen einerseits notwendig wären und wie möglicherweise die Organisation und der Ablauf anders gestaltet werden müssten, denn einiges erscheint bedenklich. Für mich ist bedenklich, dass hier eine Abhängigkeit des Denkens von den Methoden dann passiert. Also es gibt ja eine Reihe von Arbeiten, also ich denke da an diese Diskussion in der Psychologie, also inwiefern beeinflussen die Werkzeuge die Art und Weise, wie ich Begriffe bilde und wie ich dann weiter die Inhalte bestimme. Es gibt diese Überlegung auch im Software-Bereich, also das was ich verfügbar habe, das schränkt mich ein in Bezug auf das was ich</p>

	<p>da mache, denn sonst könnte ich es ja nicht analysieren. Und diese Überlegungen, denke ich mal, sind relativ bedeutend. Und ich glaube da müsste man vielleicht auch organisatorische Lösungsmöglichkeiten oder man müsste vielleicht die Abläufe, die Art und Weise wie man miteinander umgeht, die Art und Weise, wie man Themen bearbeitet vielleicht dann doch noch mal reflektieren und eventuell entsprechend ausgestalten.</p>
<p>Frage/Anmerkung aus dem Plenum</p>	<p>Ich komme vom IHS. Ich würde noch gerne auf den Kulturvergleich zurückkommen, die Sie unter Anführungszeichen gesetzt haben. Wir sind gerade in einem Projekt drinnen, wo wir Österreich mit Japan miteinander vergleichen wollen; also sehr weiter voneinander entfernt. Und ich bin gerade sehr intensiv damit beschäftigt, das Vergleichsdesign zu entwickeln. Und mir stellt sich immer wieder die Frage, wo ich mir auch gedacht habe; ich weiß, nachdem ich am Antrag mitgearbeitet habe, die Frage stellt sich, wozu, wozu dieser Kulturvergleich? Und das ist für mich als Ethnologe sozusagen auch noch eine spezifische Frage, weil ich sozusagen mit diesem Diktum des Kulturvergleichs aufgewachsen bin, disziplinär. Also ohne Kulturvergleich geht gar nichts, also wie ich mich Herrn Reichertz anschließen kann. Diese Vergleichsdimension zwischen mir und dem anderen, also ist mir sehr nahe. Aber nichtsdestotrotz ist, wenn Ethnologen über Vergleich oder qualitativen Vergleich sprechen, nicht unbedingt der Vergleich gemeint zwischen mir und dem anderen. Diese Diskussion gibt es natürlich auch schon sehr lange, aber da geht es um den Kulturvergleich, wo man verschiedene Gesellschaften oder verschiedene Kulturen, ob das jetzt Organisationskulturen sind oder wo auch immer man die dann festmachen will. Und das hat mir ein bisschen gefehlt, auch am ganzen Nachmittag. Also ich hatte sehr, sehr stark den Eindruck, es geht nicht um methodologische Fragen des Vergleichs, sondern der Vergleichbarkeit eigentlich. Also wenn ich die Vorträge von den ersten beiden Referenten mir noch einmal in Erinnerung rufe, dann ist eigentlich der Vergleich selbst nicht thematisiert worden. Wozu dient dieser Vergleich eigentlich, sondern wie kann ich sicherstellen, dass Vergleichbarkeit hergestellt ist. Also es ist in beiden Ausführungen eigentlich nicht dazu gegangen, worum es eigentlich geht. Und wenn Sie das EU-Projekt hernehmen, ich habe es sehr interessant gefunden, aber auch da ist nicht vorgekommen, warum das ist. Und meine Frage ist: ist der Grund ein rein forschungsstrategischer, nämlich es gibt von den Auftraggebern den Auftrag und man muss halt verschiedene Dinge haben oder gibt es einen erkenntnistheoretischen Mehrwert dabei? Wohin führt diese Art des Vergleichs? Mir fällt dann immer das Benchmarking ein, also wenn die PISA-Studie herkommt oder so. Also der Sinn von diesen Vergleichen läuft immer da hinaus, eine Rangfolge von Dingen herzustellen. Und da komme ich auf Ihren ersten Redebeitrag zurück, den Sie ganz am Anfang gemacht haben. Welche politische Agenda steckt dahinter, um so einen Vergleich durchzuführen?</p>
<p>Univ.-Prof. Dr. Ulrike Felt</p>	<p>Also ich kann Ihnen auf zwei Ebenen eine Antwort dazu geben, also eigentlich auf drei Ebenen. Die erste Ebene ist, dass ich seit Jahren ein Stück weit beobachte, wie sozusagen bestimmte wissenschaftlich-technische Entwicklungen und gesellschaftliche Entwicklungen gekoppelt sind, einfach versucht wird auf europäischem Terrain zu regulieren. Und dabei geht man immer davon aus, dass es so etwas wie die Möglichkeit eines kleinsten gemeinsamen Nenners, also von einer Wertegemeinschaft</p>

	<p>sozusagen gibt. Und was mich einfach interessiert hat, ist die Fragestellung, wenn ich mir jetzt zwei konkrete bio-medizinische Technologien hernehme, die ich über einen gemeinsamen Ethikrahmen schere: was ich tun darf und was ich nicht tun darf in der Forschung. Und in welcher Weise Leute miteinbezogen werden sollen, wenn ich mir die Entscheidungskontexte anschau. Dann möchte ich gerne verstehen, wie denn überhaupt sozusagen die unterschiedlichen, jetzt haben wir einfach ausgewählte nationale Kontext hergenommen, wie unterschiedliche Bereiche überhaupt so etwas wie Bewertungsstrategien, Beurteilungen, Positionierungsmöglichkeiten, Versuche ausschauen. Ich würde das, das habe ich am Anfang gesagt, als einen ersten sehr explorativen Schritt sehen. Einfach mal zu verstehen, was ist das Reservoir, was ist das Repertoire an Positionierungsstrategien. Und es war total spannend, z.B. in der ersten Auswertungsschiene haben wir uns beim österreichischen Material z.B. angeschaut wie unsere Teilnehmer so etwas wie Partizipation und Formen des Regierens und des „government“ sehen. Die Frage, wer leitet oder wer entscheidet überhaupt. Und es war total spannend zu sehen, dass dieselben Personen verschiedene Modelle sehr kontextuell differenziert bedienen, dass sie die sozusagen auf unterschiedlichen Ebenen handeln und dass die aber sehr von den Technologien abhängen. Und dass ich daher nicht davon ausgehen kann, dass die Österreicher eine ganz bestimmte Vorstellung haben, darüber wie Dinge reguliert gehören. Sondern, dass sie sehr differenzierte Vorstellungen haben, wo ich möchte dass der Staat z.B. eingreift und reguliert, wo ich möchte dass bestimmte andere Konstellationen eine andere Rolle spielen oder wo ich z.B. auch durch diese partizipative Methode, einfach auch sogar eine Bedrohung empfinde. Das war z.B. im Bereich der betroffenen organtransplantierten Personen, die gesagt haben, im Gottes Himmel Willen, wir sind für diese staatliche Steuerung, wir möchten diesen starken Staat. Der ist der einzige Garant für uns, dass er uns sozusagen quasi die Art des Überlebens sichert. Weil sozusagen die Ratio funktioniert nicht, die Leute funktionieren einfach nicht national und die würden sich dann irrational verhalten, d.h. sie performen ein ganz bestimmtes Modell von den anderen dieser Gesellschaft und wie Gesellschaft funktioniert. Und das interessiert mich, einfach zu schauen, wie kann ich mir so etwas anschauen. Wenn ich Vergleichsmaterial z.B. habe, dann kann ich damit, das schließt ein bisschen an den Vorgänger an, ich entwickle eine andere Sehstärke auf das, eine andere Interpretationsmöglichkeit. Ich kann Dinge sehen, die ich vorher nicht gesehen habe, weil sie meine sind, im Sinne von weil ich sie einfach inkorporiert habe bis zu einem gewissen Grad. Sie werden mir nicht auffallen oder ich sie als normal empfinden oder wie auch immer das funktioniert. Das heißt, das ist für mich der Punkt. Ich habe einen real-politischen Kontext, in dem ich mich bewege, der mich auch durchaus animiert hat mir diese Frage zu stellen. Wo ich mir gedacht habe, das wäre das Abenteuer wert mit einer Summe an Leuten diese Fragen zu beantworten, aber aus ganz unterschiedlichen sozusagen Denkschulen und – richtungen kommend zusammentun. Weil das einfach auch ganz andere Perspektiven sind.</p>
Frage/Anmerkung aus dem Plenum	Es geht nicht um Generalisierungen, wenn ich das richtig verstehe, sondern es geht darum sozusagen, einen statistischen-fremden Blick zu entwickeln?
Univ.-Prof. Dr.	Jein. Es geht sicherlich nicht um Generalisierungen in dem Sinn.

Ulrike Felt	<p>Aber es geht trotzdem um eine andere Form des Inputs, in diese Diskussion, die geführt wird. Die glaube ich, wenn ich diese Ergebnisse mit einbringe in diese Diskussion, in einer bestimmten Weise nicht mehr so einfach geführt werden kann. Es geht mir auch um eine Form von Störung, von einer relativ naiven Vorstellung, von dem wie wir Gemeinsamkeiten konstruieren können. Das wäre meine politische Agenda, was Sie vorher nachgefragt haben, was ist die politische Agenda. Wenn ich so etwas identifizieren würde für mich, dann würde ich sagen, was mein Ziel wäre ist durch diese Denkarbeit einfach mal sozusagen einen Beitrag dazu zu leisten, der jenseits von dem Argument „Ich will das nicht“ oder „Ich finde das inadäquat“ steht. Worin besteht sozusagen diese Vielfalt, wo macht sich die auf, entlang welcher Achsen bricht sie sich, welche Vorstellungen entstehen dadurch von dem was das „wir“ ist und wo wir eigentlich sind und warum wir so agieren und ähnliche Fragen. Also das ist das, was mich persönlich dazu bewegt hat mich auf das Abenteuer einzulassen.</p>
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	<p>Ich glaube, dass Generalisierung eigentlich nie das Ziel von Vergleichsvorgängen sein kann, sondern eher die Begrenzung von vorhandenen Generalisierungen. Also eigentlich die Erkenntnis von Heterogenität und beim Vergleich geht es darum, was ist ähnlich und was ist unterschiedlich. Und es bleibt dann übrig, was unterschiedlich ist. Also insofern ist, glaube ich, den Erkenntnisgewinn immer auf der Ebene der Unterschiedlichkeit zu sehen. Wobei natürlich dann eine politische Werteentscheidung dahinter steht. Also wenn ich sage, ich will, dass diese Unterschiedlichkeit abgebaut wird, z.B. im Rahmen einer Homogenisierung in Europa oder wo auch immer. Ich glaube wir müssen da entscheiden zwischen den wissenschaftlichen Erkenntniswerten, die natürlich vor allen Dingen auch in der wechselseitigen Relativierung von Wahrnehmungspositionen zu sehen sind und uns daran hindern, überzugeneralisieren, also falsche Generalisierung erkennen zu können. Und der pragmatisch-politischen Ebene. Das ist kein Zufall, dass es von der EU finanziert ist. Das ist ja eine ganz bestimmte, auch administrativ definierte Handlungsebene und da ergeben sich natürlich auch ganz bestimmte Fragestellungen: wie unterschiedlich ist Europa in diesen Aspekten oder wo sind gewisse Annäherungen vorhanden oder wie wollen wir diesen Prozess dann auch weiter gestalten? Das kompetitive Element würde ich dann in dem Falle auch noch als politisches Instrument natürlich sehen, wenn ich versuche einen solch heterogenen Gesamtkörper Europa irgendwie zu gestalten und natürlich diese Heterogenität erkenne, frage ich mich, wie kann die Identifikation mit Europa stattfinden. Da kann natürlich die Konkurrenz dann um die bessere Bildung nach dem PISA-Test ja ganz heilsam sein. Für Deutschland hat es jedenfalls zu möglichen, praktischen Maßnahmen geführt, um diese Schmach dann, so im Umfeld auch von Österreich glaube ich, war das in dem Falle, positioniert sozusagen, wo man sich nicht selber situieren wollte, zu relativieren und zu verändern. Das hat dann auch Konsequenzen wiederum auf der nationalen Ebene.</p>
Frage/Anmerkung aus dem Plenum	<p>Genau, deswegen habe ich nicht gemeint, Gleichmacherei oder so. Da geht es nicht darum eine analytische Ebene zu erreichen, wo dann die Differenzen verschwinden. Sondern es geht darum über alle Fälle hinweg, generalisierende Aussagen zu machen.</p>
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	<p>Das ist natürlich schon auch eine Perspektive.</p>

Frage/Anmerkung aus dem Plenum	Solche Zugänge gibt es eben in der Ethnologie eben sehr stark. Die sind natürlich auch sehr stark kritisiert geworden, gerade diese Gegenbewegung: die kulturellrelativistische Bewegung, also das Spezifische zu betonen. Den Vergleich zu benutzen, um sozusagen Differenzen sichtbar zu machen, um eben einen schärferen Blick zu entwickeln. Das ist halt sozusagen die Gegenbewegung gewesen.
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Da ist die Komparatistik natürlich eine Hure: die kann immer unter dem Gesichtspunkt gesehen werden, dass es die Unterschiedlichkeit ist, die dabei eben dann wichtig ist. Und es wird immer einen Bereich geben, der dann auch ähnlich ist, wo man eine unspezifizierte Betrachtungsweise mit rechtfertigen kann.
Univ.-Prof. Dr. Ulrike Felt	Kann ich ein Beispiel noch ganz kurz verwenden, um das zu illustrieren, was ich meine. Also wir sind davon ausgegangen, im Design des Antrags, dass es eine große Trennungslinie in der Argumentation geben wird zwischen Betroffenen, die jetzt in offensichtlicher Weise z.B. getestet worden sind oder die bereits transplantiert worden sind oder die in Familien leben, wo das der Fall ist, wenn man einen weiteren Betroffenenbegriff wählt, gegenüber denen, die noch nie etwas damit zu tun gehabt haben. Das interessante war, dass es viel größere Differenzen zwischen den beiden Technologien gegeben hat, zwischen den Diskussionsgruppen, als zwischen diesen Betroffenen und Nicht-Betroffenen. Das heißt, wir haben uns einfach noch mal hinsetzen müssen und uns überlegen müssen, was ist jetzt eigentlich sozusagen das Muster, also was macht eigentlich sozusagen diese dominante Kraft aus, dass ich eine bestimmte Vorstellung performiere, von dem, wie das sein sollte. Da sind wir darauf gekommen, dass es sehr stark mit der Imagination der Technologie zu tun hat. Die sozusagen nicht greifbar wird, die sozusagen, wo ich alle möglichen Hinterkräfte imaginiere, die ich nicht weiß usw. Entgegen bei der Organtransplantation ist alles „neatly regulated“ und alles ist sicher und nichts kann passieren. Also unglaublich starke Geschichten vom Staat, der sich um alles kümmert, der ist sehr väterlich, der ist manchmal ein bisschen patriotisch und er geht einem auf die Nerven. Im Grunde genommen ist er sozusagen der, der alles zusammenhält. Wohingegen für die Technologie die Geschichten sehr weit auseinander gegangen sind. Dann gibt es natürlich noch Varianten und Nuancen drinnen. Aber das war z.B. für uns total interessant, weil wir eigentlich entlang dieses „Divides: Begegnung oder Nicht-Begegnung“ irgendwo argumentiert haben und sich das ein Stück weit aufgelöst hat. Wo wir angefangen haben das Material zu analysieren, haben wir gemerkt, das funktioniert einfach nicht, die hält nicht.
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Vielleicht als letzter Beitrag oder Frage von Herrn Pitters.
Dr. Harald Pitters	Ganz kurz. Ihre Frage hat mich nämlich auch dazu veranlasst Ihre Frage vorhin zu beantworten. Denn ich glaube, ganz vergleichbar ist der Eurobarometer nicht mit Ihrem relativ spezialisierten Projekt, das Sie jetzt hier sehr schön beschrieben haben. Ich denke der Eurobarometer besteht ja aus 50, 60 Themengebieten, Einzelprojekten, wo Sie auch eines vorhin berechtigterweise kritisiert haben. Die Überlegung Ihres Vergleichs, die Sie vorhin angestellt haben, die gilt ja nur für Ihr spezielles Projekt momentan. Wenn man sich fragen würde, was hat sich die EU generell dabei gedacht, dieses Rahmenprogramm zu initiieren, wir

	<p>sprechen hier vom 6., wir haben schon das 7. Die dahinter stehende politische Überlegung ist vergleichbar mit der Überlegung als man das Eurobarometer ins Leben gerufen hat, 1973. Mittlerweile hat sich schon eine gewisse Eigendynamik entwickelt, eine eigene Entwicklung genommen. Und im Detail bin ich 100%-ig bei Ihnen, man muss hundert Mal fragen, was der Sinn dahinter ist. Und zur Standardisierung noch vielleicht ein bisschen flapsig mit Roman Herzog gesprochen: der hat ja gesprochen, man soll nicht von der Globalisierung, sondern von der Globalität sprechen, denn der Prozess ist zum Zustand geworden. Man könnte hier von Standard sprechen und Standardisierung ist an sich ein Prozess auf der Suche nach dem dritten Weg.</p>
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	<p>Wenn es keine weiteren Fragen gibt, dann bedanke ich mich bei allen Referenten und natürlich insbesondere bei Frau Felt als Letzte. Und bei allen Teilnehmern, die mit Beiträgen oder auch als Zuhörende an der Veranstaltung partizipiert haben, nicht ohne darauf hinzuweisen, dass es nächste Woche schon eine Fortsetzung gibt.</p>